



Andrea Bischof

Die Ausgrabungen im Dom zu Eichstätt

Die Jahre 1969 bis 1972 werden Walter Sage als Meilensteine seiner beruflichen Laufbahn gut im Gedächtnis geblieben sein. Oblag ihm doch in dieser Zeit in seiner Tätigkeit als Referent für Mittelalterarchäologie beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege die Leitung von gleich zwei sakralarchäologischen Großprojekten: die Ausgrabungen in den Kathedralen zu Bamberg und Eichstätt.

Folgt man Sages Einschätzung nach der baugeschichtlichen Bedeutung beider Großkirchen, so steht der heutzutage sicher weniger bekannte Eichstätter Dom dem äußerst prominenten Bamberger Dom keineswegs nach. Stellten sich in Bamberg vor Beginn der Ausgrabungen vor allem Fragen bezüglich der Gestalt des königlichen Gründungsbaus Heinrich II. aus dem 11. Jahrhundert, so war in Eichstätt mit einer etwa 250 Jahre älteren Baugeschichte zu rechnen gewesen. Diese war zudem in ihren Anfängen mit einer der herausragendsten Persönlichkeiten des 8. Jahrhunderts verknüpft – dem hl. Willibald (Sage 1978, 178f.).

Nach der Beendigung der Ausgrabungen und den bisher erfolgten Auswertungen hat sich bestätigt, dass sich Relikte einer äußerst komplexen Bauabfolge unter der heutigen Kathedrale von Eichstätt erhalten hatten. Im Jahr der Bistumsgründung zu Bamberg 1007

stand hier bereits eine vorromanische Kathedrale mit monumentalarchitektonischen Zügen, die schon auf eine Reihe von vorangegangenen, ab 740 erstgenannten Sakralbauten zurückblicken konnte. Trotz der bei Kirchengrabungen zu erwartenden üblichen Störungen durch zahlreiche jüngere Bodeneingriffe (wie etwa durch den Einbau einer Vielzahl jüngerer Grabanlagen), lieferten die Ausgrabungsergebnisse aus Eichstätt einen bemerkenswerten Beitrag zur Erforschung der Sakralbaukunst vor der ersten Jahrtausendwende. Sage ging sogar so weit anzumerken, dass „[...] in dieser Hinsicht Eichstätt dem heute berühmteren Bamberg gewissermaßen den Rang ablief(e) [...]“ (Sage 1978, 234).

Die hohe wissenschaftliche Bedeutung der Domgrabung wird auch darin widerspiegelt, dass sie in der Großausstellung und Leistungsschau des bundesdeutschen Archäologie „Ausgrabungen in Deutschland, gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1950–1975“ im Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz während des europäischen Denkmalschutzjahrs 1975 zusammen mit den Untersuchungen Vladimir Milošević in der Propstei Solnhofen den Bereich Kirchenarchäologie repräsentierte.

Geologie, Topographie und aktueller Baubestand

Nahezu in der geographischen Mitte von Bayern liegt die freie Kreisstadt Eichstätt idyllisch in dem von beeindruckenden Kalksteinformationen der südlichen Frankenalb geprägtem Altmühltal. Deren Entstehung begann vor etwa 160 bis 140 Millionen Jahren im Oberen Jura bzw. Malm durch die Ablagerung von Sedimenten am Grunde eines ganz Süddeutschland bedeckenden Schelfmeeres. Langanhaltende Prozesse von Verlandung und Überflutung schufen die auffälligen, verkarsteten Gesteinsformen. Vor etwa 5 Millionen Jahren begann die Urdonau damit, ein bis zu 100 m tiefes Bett durch die Kalksteine der Albhochfläche zu formen. Dabei lagerte sie Schotterterrassen in den weiten Talmäandern an. In der mittleren bis auslaufenden Rißkaltzeit vor ca. 300 000 bis 130 000 Jahren verlegte die Urdonau ihren Verlauf nach Süden und überließ das mächtige, verlassene Tal nun ab Dollnstein der eher gemächlich dahinfließenden Altmühl (Röper/Rothgänger 2013, 20–34).

Im Gebiet des heutigen Eichstätts lagerte sich vor ca. 100 000 Jahren kleinstückiger Kalksplitt im Talgrund ab, der zu einer Abdrängung der Altmühl vom Prallhang der Alb nach Südwesten führte. Auf dem so entstandenen Schuttkegel lagerten sich in der Eiszeit angewehrte Quarzsande und Löss ab. Da er hochwasserfrei war, konnte sich seit etwa 10.000 Jahren eine schwache Humusschicht ausbilden (Rieder 1992, 127f.). Die Voraussetzungen für eine menschliche Besiedlung des Areals waren somit gegeben.

Die heutige Altstadt befindet sich im Wesentlichen auf dem Schuttkegel. Ihr Zentrum bildet der Cathedralbezirk. Der Hohe Dom von Eichstätt trägt die Patrozinien St. Salvator, Unserer Lieben Frau und St. Willibald. Er ist als eine eher schlichte, dreischiffige Hallenkirche mit Doppelchoranlage und einem von zwei Türmen flankierten Querhaus ausgeführt (Abb. 1). Die auf den ersten Blick sichtbare aufgehende Bausubstanz datiert im Wesentlichen ins 14. Jahrhundert, enthält aber u. a. mit Querhaus und Türmen auch romanische Bauteile. Ein im 15. Jahrhundert als Mortuarium ausgebauter Kreuzgang schließt sich im Südosten an. Weitere Anbauten wie einzelne Kapellen, die Schaufassade im Westen und die Sakristei sind Ergänzungen des 18. Jahrhunderts.

Archäologische Forschungsgeschichte

Anders als bei vielen anderen Großkirchen sind beim Eichstätter Dom recht früh zahlreiche Beobachtungen sowohl am aufgehenden Mauerwerk als auch aus gezielten Bodenöffnungen im Zuge der zur Domrenovierung 1938 bis 1945 festgehalten worden. Die Aufzeichnungen des diözesanen Denkmalpflegers Ferdinand von Werden bilden eine wertvolle Quelle zur Baugeschichte (Tagebücher zur Restaurierung 1999). Eine zielgerichtete archäologische Erforschung des Doms durch das BLfD erfolgte allerdings erst im Zuge des Einbaus einer Warmluftheizung in den Jahren 1970 bis 1972. Die örtliche Grabungsleitung oblag dem Grabungstech-



Abb. 1 Der Hohe Dom von Eichstätt von Nordosten (Foto A. Bischof).

niker Wilhelm Charlier. Walter Sage weilte als wissenschaftlicher Leiter nicht permanent auf der Ausgrabung, da er zeitgleich die Bamberger Domgrabung betreute und als Oberkonservator auch noch anderen Tätigkeiten nachzugehen hatte. Die Hauptlast der Kosten für Ausgrabung und erste Publikationsvorbereitungen wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft getragen (Sage 1975, 410).

In dieser Hauptgrabung wurden 51 Teilschnitte angelegt. 44 wurden im Innenraum des Doms, vier außen im Bereich südlich des Langhauses angelegt (Abb. 2). Bis zur Wiedereröffnung Mitte 1975 schlossen sich allerdings noch weitere baubegleitende archäologische Beobachtungen an (Kapitelsakristei nörd-

lich des Ostchors 1973; neue Bischofsgrablege in nordwestlicher Seitenkapelle 1973; Gundekarkapelle südlich des Querhauses 1974). Eigentlich nicht zur Domgrabung gehörend, aber bei einer archäologischen Gesamtbetrachtung unbedingt einzubeziehen ist die 1986 bei einer Platzumgestaltung durch das BLfD vorgenommene archäologische Freilegung der Kapelle St. Nikolaus nördlich des Domes (Reiß 1992).

Die in allen Maßnahmen ergrabene Gesamtfläche beträgt 1091 m² (bzw. 1258 m² inklusive Nikolauskapelle), davon fallen 1009 m² der Hauptgrabung der Jahre 1970–72 zu. Vom kompletten begehbaren Innenraum des Domes (inklusive ehem. Sakristei nördlich des Willibaldschores, Kapitelsakristei und

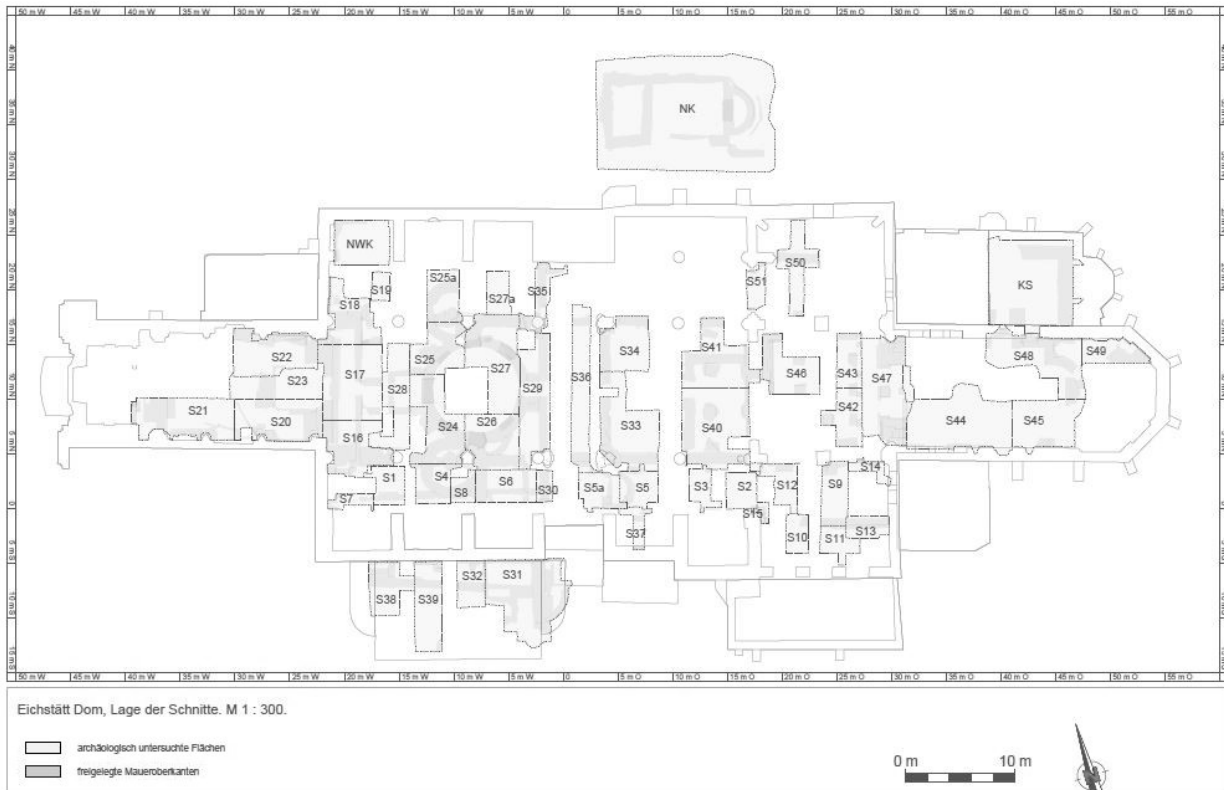


Abb. 2 Übersicht über die Grabungsflächen innerhalb des heutigen Doms mit sämtlichen Mauerbefunden (Plan A. Bischof/A. Pross/J. Huppertz).

Turminnenräumen) wurden somit 46% untersucht, von der frei begehbaren Innenfläche ohne oben genannte Anbauten sind dies 50%.

Schon recht bald nach Beendigung der Ausgrabungen legte Sage Vorberichte und Artikel in unterschiedlicher Ausführlichkeit vor, in denen er erste Ergebnisse und Pläne mit drei rekonstruierten Hauptbauphasen vorstellte (u. a. Sage 1975; Sage 1978). Mehrere Magisterarbeiten wurden an der Universität Bamberg vor allem zum Fundmaterial vorgelegt und zusammen mit dem damaligen Forschungsstand in einem Begleitband zur Stadtarchäologie in Eichstätt publiziert (Rieder/Tillmann 1992). Eine Gesamtauswertung der Befunde stand lange Zeit aus, wurde aber von der Verfasserin mit finanzieller Unterstützung des BLfD und des Diöze-

sanbauamtes Eichstätt durchgeführt. Im Rahmen eines Promotionsvorhabens an der Universität Bamberg werden die Ergebnisse und weiterführenden Interpretationen in absehbarer Zeit vorgelegt werden.

Historischer Hintergrund zur Gründungszeit

Ist die Gründungsgeschichte des Bistums Bamberg auf Initiative des Kaiserpaars Heinrich und Kunigunde im Jahr 1007 samt Weihedatum der ersten Bischofskirche fünf Jahre später äußerst gut überliefert, so ist die Gründung und Frühzeit des Bistums Eichstätt mit deutlich mehr Unsicherheiten verbunden. Dies ist vor allem der ein Vierteljahrhundert älteren und somit bescheideneren archivalischen Quellenlage geschuldet.

Die urkundliche Ersterwähnung Eichstatts findet sich in der noch zu dessen Lebzeiten verfassten Lebensbeschreibung des Hl. Willibalds. Die Biografin Hugeburc berichtet, dass Willibald im Jahre 740 von Bonifatius in einer bereits bestehenden Marienkirche in „*Eihstat*“ zum Priester geweiht wurde (Vita Willibaldi 1984, 80). Der Ort war zuvor dem germanischen Erzbischof und päpstlichen Legaten Bonifatius vom bayerischen Adligen Suidger übertragen worden. Seine Lage im fränkisch-bayerischen Grenzgebiet machte ihn besonders attraktiv für Bonifatius' Bestrebungen, das Christentum in der Region zu konsolidieren. Dazu wies er seinen angelsächsischen Verwandten, den weitgereisten und hochgebildeten Mönch Willibald an, hier ein Kloster nach benediktinischem Vorbild zu errichten, welches als regionales Zentrum der mönchischen Missionsbestrebungen dienen sollte. Bereits ein Jahr später erhielt Willibald in Sulzenbrücken bei Erfurt, nicht in Eichstätt, die Bischofsweihe durch Bonifatius. In der Vita wird allerdings nicht erwähnt mit welcher Diözese Willibald betraut wurde. Als Ergebnis eines längeren Forschungsdisputs wird nun im Allgemeinen postuliert, dass Willibald 741 zuerst zum Bischof von Erfurt ernannt wurde, nach der baldigen Auflösung der Erfurter Diözese aber dessen Wirkungsstätte Eichstätt als Bischofssitz eingerichtet wurde. Der genaue Zeitpunkt ist unbekannt, dürfte aber nach 745 noch zu Lebzeiten Willibalds erfolgt sein (Dickerhof/Weinfurter 1990, 256–261). Willibalds Wirken in Eichstätt in enger Zusammenar-

beit mit seinen beiden Geschwistern Wunibald und Walburga, die jeweils einem Kloster vorstanden, war bis zu seinem Tod im Jahr 787 oder 788 sehr erfolgreich. Am 22. April 989 erfolgte unter seinem Nachfolger Reginold die Erhebung der Gebeine und Umbettung in eine neue Grablege im Westen des Doms (Weinfurter 2010, 66), was einer offiziellen Heiligsprechung gleichkam.

Von der Marienkirche zur Monumentalarchitektur

Im Folgenden soll ein kurzer Einblick in die Baugeschichte von Kloster und Kathedrale nach bisherigem Arbeitsstand wiedergegeben werden.

Den Ausführungen muss aber voran gestellt werden, dass die Auswertung einer jeden Altgrabung mit oft unvorhergesehenen Schwierigkeiten verbunden ist. Der Quellenwert fällt im Vergleich zu Untersuchungen, die nach aktueller Methodik durchgeführt wurden, ab. Die Eichstätter Domgrabung ist für ihre Zeit sehr gut dokumentiert, dennoch musste die Verfasserin feststellen, dass trotz akribischer Detailarbeit letztlich Fragen offen bleiben werden. Hinzu kommt, dass die Interpretation einer archäologischen Befundsituation – gerade auch noch durch einen sekundären Auswerter – selbst bei höchstmöglicher Interdisziplinarität, immer nur eine Annäherung an die historische Wirklichkeit sein kann. Trotz dieser Einschränkungen zeigt sich aber, dass sich ein unvoreingenommener Blick auf die Befunde und Funde mit zeitlichem Abstand, moderner Methodik und unter Einbeziehung eines enormen Kenntnis-

zuwachs im Bereich der mittelalterarchäologischen Forschung durchaus lohnt.

In der Vita des Heiligen erwähnt die Nonne Hugeburc, dass der Ort, an dem Willibald sein Kloster errichten sollte, bis auf eine Marienkirche verwüstet gewesen sei (Vita Willibaldi 1984, 80). Die Klostergründung erfolgte ihr zur Folge also nicht in der Einöde, sondern im zuvor besiedelten Gebiet. Tatsächlich wurden in der Domgrabung Reste einer Siedlung aus dem 7. Jahrhundert nachgewiesen, die Spuren menschlicher Nutzung reichen aber deutlich weiter zurück. Die ältesten Funde stammen aus dem ausgehenden Neolithikum (Chamer Kultur 3100–2700). Als herausragender Befund ist eine westost-orientierte nach Süden blickende Hockerbestattung auf einer Steinplattenbettung zu erwähnen. Das Individuum lag auf der rechten Körperseite. Irrtümlich wurde die Bestattung bei der Ausgrabung für mittelalterlich gehalten und deshalb weder auf Beigaben noch auf eine Geschlechtsbestimmung geachtet. Eine Datierung in endneolithische bzw. frühbronzezeitliche Zeitstellung ist wesentlich wahrscheinlicher. Ohne im Detail näher darauf einzugehen, wurden Funde aus den vorrömischen Metallzeiten, der römischen Kaiserzeit (80–260 n. Chr.) und der Völkerwanderungszeit (4./5. Jh.) unter dem Dom geborgen. Zahlreiche Pfostenlöcher, Gruben und Gräben lassen sich aufgrund der fragmentarischen Befunderhaltung aber auch aufgrund der in diesen Fällen angewandten Grabungsmethode nicht sicher datieren oder gar zu Grundrissen rekonstruieren.

Deutlich fassbarer sind hingegen zahlreiche Befunde aus dem 7. Jahrhundert. Offenbar bestand hier eine Siedlung mit Pfostenbauten, die einer Brandkatastrophe zum Opfer gefallen war. Zahlreiche Funde aus der Brandschuttschicht, aber auch naturwissenschaftliche Datierungen belegen eine Nutzung vom ersten Drittel des 7. bis zum beginnenden 8. Jahrhundert. Bei der Aussage Hugeburcs, der Platz sei bei der Ankunft Willibalds verwüstet gewesen, handelt es sich also nicht um einen Topos, sondern dies entspricht offenbar der Realität. Einzelne Gräber, die aufgrund mehrerer Kriterien deutlich ins 7. Jahrhundert, also vor Willibalds Eintreffen, datieren, rücken die Lokalisierung der in der Vita erwähnten Marienkirche in den Bereich des Domes – sie liegt nicht, nicht wie bis dato vor allem lokalgeschichtlich postuliert, unter der entfernt gelegenen Stadtpfarrkirche *Unsere Liebe Frau*. Gestützt wird diese Theorie auch durch den Fund eines bronzenen Steckkreuzes im Brandschutt, das Analogien in anderen Stücken zeitgleicher christlicher Kultausübung in Bayern findet (Later 2005, 305). Die fragmentierte Befundsituation lässt eine Rekonstruktion eines Pfostenbaus anhand von vorhandenen Gruben nicht zu, schließt dessen Existenz aber auch nicht aus. Sehr sicher ist hingegen die Existenz eines unmittelbar in die massive Brandschuttplanierung eingebrachten Fundaments eines sehr frühen Steinbaus. Der Steinbau kann als einfacher Saalbau mit unbekanntem Ostabschluss angesprochen werden. Eine Deutung als Kirche ist

aufgrund der Ausführung in Stein, der Ausrichtung, der alle späteren Bauten folgen, der umgebenden Gräber und des Vorhandenseins christlicher Symbole durchaus möglich. Weder Hugelburg noch Willibald muss bekannt gewesen sein, dass die zu ihren Lebzeiten noch stehende Steinkirche einen durch Brand zerstörten Vorgängerbau aus Holz ersetzte. Vielmehr ist davon auszugehen, dass Suidger Bonifatius zur Absicherung seines Seelenheils keine komplette Ruinenlandschaft mit Kirche ohne jegliche Infrastruktur vermachte, sondern nach dem Brand wieder eine möglicherweise verminderte Siedlungsaktivität stattfand. Die Existenz der Gräber und Kirche lässt viel eher an eine Hofgrablege mit adliger Eigenkirche denken, wie sie in der ausgehenden Merowingerzeit mehrfach auch andernorts in der Region nachgewiesen sind (Gairhos 2008, 200–204; 207).

Der Vita ist weiterhin zu entnehmen, dass Willibald vor Ort einen Kirchenbau errichtete, der größer sei als die immer noch stehende Marienkirche (*Vita Willibaldi*, 80). Westlich vom oben beschriebenen Saalbau ließ sich ein weiteres Steingebäude dokumentieren, dass auf deutlich tieferem Laufniveau über einer verbrannten Nutzungsoberfläche errichtet worden war. Bei diesem deutlich besser erhaltenen Gebäude waren zum Teil noch Reste des aufgehenden Mauerwerks erhalten und trotz vieler Störungen durch jüngere Befunde war eine Rekonstruktion möglich. Es handelte sich um einen Saalbau mit leicht eingezogener Apsis mit einer Gesamtlänge von 14,1 m und einer Breite von 4,0 m.

Nördlich und südlich des Saals waren zwei 2,0 bzw. 2,4 m breite Annexräume angebaut. In allen drei Räumen waren Reste eines einfachen Lehm-Mörtel-Estriches nachweisbar; die Innenwände wiesen zum Teil noch weiß getünchte Wandputzbereiche auf. Eine Analyse von einer Vielzahl geborgener Wandputzfragmente, die zu diesem Gebäude gehörten, ergab, dass die Innenräume zu meist weiß oder grau ausgestaltet waren, einzelne Wandzonen bzw. Architekturdetails in zarten Rot- oder Rosatönen hervorgehoben waren. Einige polychrom bemalte Wandputzfragmente stammen aus dem Sanktuarium, dem liturgisch höchstrangigen Bereich des Kirchenbaus. Einen weiteren Hinweis auf die Innengestaltung des Gebäudes liefern mehrere aus feinem Kalkmörtel gefertigte Stuckfragmente. Trotz ihrer geringen Größe lässt sich erkennen, dass es sich um Bestandteile von hellrosa gefassten Flechtbändern handelte, die von kräftigen roten Leisten umgeben waren. Eine nahezu identische Ornamentik findet sich auf dem einzigen Architekturfragment, das dem Bau zugeordnet werden konnte: einem sorgsam behauenen und ehemals rot gefassten Kalkstein mit einsträhniger Flechtbandzier (Abb. 3). Eindeutige Funktionszuweisungen bzw. Verortungen im Raum sind weder zum Stein noch zu den Stuckornamenten zu treffen. Allerdings sind Flechtbandverzierungen ein charakteristisches Ausstattungsmerkmal karolingischer Kirchenbauten. Die Ausführung weist stilistisch eher auf eine frühe Zeitstellung ins 8. Jahrhundert; ebenso die Verwendung von Kalkmörtel statt Gips beim Stuck.

50 oft sehr kleine Flachglasfragmente belegen ehemalige Fensterverglasungen. Mit einem breitem Farbspektrum von honiggelb über türkis- und smaragdgrün bis hin zu tiefblau legen sie bunte ornamentale oder bildliche Darstellungen nahe, wie u. a. aus den Benediktinerklöstern Jarrow in Nordengland oder San Vincenzo al Volturno in Süditalien bekannt (Gai 2012, 52f.).

Aus den Nutzungsschichten des Gebäudes stammen zwei eiserne Schreibgriffel. Ähnliche Stücke sind von anderen frühmittelalterlichen Klosteranlagen bekannt. Der Fund verwundert kaum, gehörte nach der *Regula Benedicti* eine Wachstafel mit Griffel zur Grundausrüstung eines jeden Konventsmitglieds. Dennoch wurden die beiden Griffel, ungeachtet ihrer Fundumstände, bisher immer als römisch angesprochen. Tatsächlich ist das eine, sehr einfache Exemplar chronologisch sehr unempfindlich. Die nächsten Analogien zum zweiten Exemplar stammen aber aus Klöstern der mittelan-gelsächsischen Epoche (660–899). Eine insulare Herkunft dieses Stückes ist somit durchaus im Bereich des Möglichen. Sämtliche Indizien sprechen dafür, im oben vorgestellten Apsidensaal die von Willibald in der Mitte des 8. Jahrhunderts errichtete Klosterkirche zu sehen. Als Reste von Konventsbauten könnten einige Mauerreste im Norden gedeutet werden, allerdings ist eine konkrete Ansprache bei dem geringen Befundbestand nicht möglich.

Nachdem beide Kirchen offenbar eine Zeit lang gemeinsam bestanden, wurde der ältere Bau im Osten durch einen größeren Saalbau ersetzt, der bis heute



Abb. 3 Flechtbandstein aus der Klosterkirche (Foto A. Bischof).

die Achse des Domes vorgibt. Trotz wieder deutlich schlechterer Befunderhaltung ließ sich ein Saalbau von 11 m lichter Breite rekonstruieren. Die Länge und der Ostabschluss sind unbekannt, da diese durch die später eingebaute Ostkrypta zerstört wurden. Reste des zum Teil stark abgesackten Estrichbodens waren erhalten. Weiß getünchte als auch bemalte Wandputzfragmente aus dem Bereich der später abgebrochenen Westmauer lassen auf eine partiell farbige Wandgestaltung schließen. Auch hier überwogen Rottöne, in geringerer Zahl ließen sich ockergelbe und graue Färbungen dokumentieren.

Der neu errichtete Saalbau weicht mit höheren Mauerstärken und seiner Längsachse vom westlich gelegenen Apsidensaal – der vermuteten Klosterkirche – ab, was eine uneinheitliche Planung nahelegt. Die Achsenausrichtung und Ortskontinuität legt aber nahe, im Saalbau die erste Kathedralkirche zu sehen, auf die sich alle späteren Nachfolgebauten des Doms gründen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass sie noch gar

nicht unter Willibald errichtet wurde. Letzterer scheint viel eher in angelsächsischer Tradition aus seinem Kloster als „Klosterbischof“ gewirkt zu haben. Die erste Eichstätter Domkirche wurde wohl erst unter seinem Nachfolger Geroh zu Beginn des 9. Jahrhunderts errichtet (Fabian 1989, 14–18) und bestand dann neben der Klosterkirche fort.

In einer nächsten Bauphase wurde der schlichte Saalbau erweitert. Im Norden und Süden wurden jeweils zwei 5 m breite seitenschiffartige Annexräume angebaut. Im Westen fügte man auf gesamter Gebäudebreite einen Vorraum oder eine Vorhalle, einen Narthex, hinzu. Im Nord- und Südwesten entstanden in Verlängerung der Annexbauten zwei quadratische Räume. Die Gesamtlänge des erweiterten Kirchenbaus betrug min. 31,8 m bei weiterhin unbekannter Osterstreckung und unbekanntem Abschluss. Die äußere Gebäudebreite maß 24,9 m. Reste eines neuen Mörtelstrichs auf einer Stuckung konnten im Hauptgebäude nachgewiesen werden. Im südlichen Annexraum waren ebenfalls Fußbodenreste, zum Teil auch ein Plattenboden aus flachen Kalksteinen vorhanden.

Eine bauliche Verbindung wurde zu dem weiterhin bestehenden Apsidensaal, der Klosterkirche, durch einzelne Verbindungsmauern geschaffen. Weitere kleine Umbauten erfolgten, so z. B. der Einbau einer Kapelle mit Grablege im Südwesten des erweiterten Saalbaus. Eine Datierung der Erweiterung lässt sich archäologisch auf das spätere 9. Jahrhundert eingrenzen. Tatsächlich findet sich ein bisher wenig beachteter

archivalischer Hinweis darauf, dass Bischof Erchanbald (882?–912) plante, einen neuen Dom zu Ehren der Diözesanheiligen zu bauen (Suttner 1882, 149). Bisher wurden entsprechende Pläne als nicht ausgeführt angesehen, was aufgrund der archäologisch dokumentierten Erweiterungsphasen neu überdacht werden sollte.

Der Apsidensaal im Westen fiel einem Brand zum Opfer, der sich anhand der Funde aus dem Brandschutt ins 10. Jahrhundert datieren lässt. Auf den Ruinen der ehemaligen Klosterkirche wurde ein halb eingetiefter Rundbau mit einem Durchmesser von 9,9 m errichtet, der jeweils im Norden und Süden von einem Treppenturm von je 5,6 m Durchmesser flankiert war. Im Westen schloss ein ebenfalls eingetiefter, nahezu quadratischer Vorraum an. Der Baukörper ist nicht separat zu betrachten, sondern schloss über mehrere Mauerzüge an die östlich gelegene Domkirche an und bildete für diese einen mehrstöckigen Westbau, worauf die Mauerstärken schließen lassen. Der Dom wurde gleichzeitig zu einer dreischiffigen Basilika umgebaut.

Doch hiermit nicht genug: nach einiger Zeit wurde im Westen ein weiterer, eingetiefter Halbkreisbau auf der Achse des Domes hinzugefügt. Dieser war über einen Estrich mit dem Rundbau verbunden. Im Norden und Süden zu erwartende, verbindende Mauern lagen außerhalb der Grabungsflächen. Dennoch ist davon auszugehen, dass es sich bei dem Bau ganz im Westen um eine Kryptenanlage handelt, die von Norden und Süden über Treppen betreten wer-

den konnte. Am Scheitel des Raums befand sich eine erhöhte Kammer, die über eine Stufe von Norden und Süden betreten werden konnte. An die Kammer schloss sich ein Umgang zu den Treppenabgängen an. Alles in allem scheint es sich bei der Kammer um eine herausgehobene, in Prozessionen aufzusuchende Confessio, ein Heiligengrab gehandelt zu haben. Es liegt nahe, hier die unter Bischof Reginold (966–991) überlieferte neue Grablege Willibalds im Westen der Kirche zu sehen. Die Tatsache, dass der Schrein des heiligen Willibalds sich bis heute bis auf wenige kurze umbaubedingte Unterbrechungen an derselben Stelle, nur einige Meter höher befindet, stützt diese Annahme.

Es gibt mehrere Indizien dafür, dass Reginold nicht nur im Westen des Doms baute, sondern möglicherweise auch schon für den Kernbau der bisher immer ins 11. Jahrhundert datierten Ostkrypta des Domes verantwortlich ist. Bisher wurde die Westkrypta des Bamberger Doms immer als Vorbild für die Eichstätter Ostkrypta gesehen, allerdings gibt es durchaus Hinweise darauf, dass es sich möglicherweise anders herum verhielt.

Würde man nun sämtliche, wohl unter Reginold gegen Ende des 10. Jahrhunderts errichteten Baukörper zusammenfassen, was nach aktueller Auswertungslage durchaus in Betracht zu ziehen ist, hätte die Gesamtlänge der ottonischen Kathedrale 77,6 m betragen – eine stattliche Größe für Anlagen dieser Zeit. Zuzutrauen ist ein solcher Bau Bischof Reginold allemal, stand er doch in

verwandtschaftlicher Nähe zum ottonischen Hochadel (Weinfurter 2010, 56–69).

Unter diesen Gesichtspunkten scheint ein kompletter Neubau eines salischen Domes, der über zahlreiche überlieferte Altarweihen vor allem Bischof Gundekar II. (1057–1075) zugeschrieben wurde, immer unwahrscheinlicher. Offenbar wurden große Teile des ottonischen Baus in die romanische Doppelchoranlage integriert, so auch die Heiligengrablege, die zwar im neuen Westchor aufging, aber immer noch betretbar war.

Der gotische Umbau des Doms in die heutige dreischiffige Hallenkirche hinterließ ebenfalls archäologische Zeugnisse im Boden, die auf heute nicht mehr sichtbare Einbauten hindeuten. Exemplarisch seien hier die Neugestaltung der Heiligengrablege im Westchor sowie die Einbauten zweier Lettneranlagen in beiden Chören genannt.

Die parallel zu den Grabungen im Bamberger Dom durchgeführten Untersuchungen in Eichstätt erfolgten unter gleicher Leitung, ähnlichem Mitarbeiterstamm und somit auch methodisch ähnlich. Im Ergebnis unterscheiden sie sich dennoch, denn Eichstätt zeigt durch die wesentlich früher erfolgte Bistumsgründung eine noch einmal komplexere Baugeschichte. In jedem Fall verdienen beide Bodendenkmale eine Bearbeitung, die über eine Auswertung in Vorberichten hinausgeht.